Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 110 (1984)
Heft: 38

Rubrik: Von Haus zu Haus

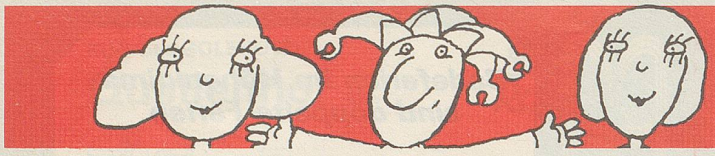
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Von Haus zu Haus

Ilse Frank

Zurück zur Natur!

Es gibt Leute, die für ein erlesenes Mahl in distinguierter Umgebung durch halb Europa reisen.

Ich gehöre nicht zu ihnen. Am liebsten entspanne ich mich in meinem Stammcafé, schlürfe starkes Bohnengebräu, verschlinge aus besonderem Anlass einen Berg Spaghetti dazu. Diese kühne Kombination mag dem kulinarisch gebildeten Leser zeigen, wes Ernährungsgeistes Kind ich bin.

Manchmal komme ich allerdings nicht darum herum, jemandem beim angeblich höchsten der Genüsse Gesellschaft zu leisten. Dann schiebe ich meinen Fuss widerstrebend über die Schwelle eines Nobelrestaurants – und fühle mich in seinem prachtvollen Innern keinen Moment lang wohl. Das Tafelgepränge erschreckt mich, die Speisenfolge überfordert mich; an die Preise mag ich gar nicht denken.

Nach jedem Abstecher in gastronomische Gefilde bin ich froh, mich chez Ilse aus dem Eisschrank verpflegen zu dürfen.

Kürzlich folgte ich einer gut gemeinten Aufforderung zum Nachtessen. Draussen sollte es stattfinden, unter Bäumen, am See. Mir graute nicht, weil ich annahm, im «Freilufttheater» bleibe mir der Reigen, den Befrackte erster Häuser aufzuführen pflegen, erspart. – Wie recht ich hatte!

Als ich mich, flankiert von zwei Kolleginnen, geführt von einem prominenten Journalisten, dem Kiesplatz näherte, auf dem Gartenstühle und -tische unter einem dichten Blätterdach standen, ahnte ich nichts von den Qualen, die der lauschige Abend für mich bereithielt. Ich hatte den Publizisten seufzen hören, Bürgerbeizen könne er nicht ausstehen, und mich ihm naiverweise seelisch verwandt geglaubt. Bald sollte ich lernen, dass zwischen den Bedürfnissen einer Landpomeranze und eines Weltmannes Abgründe gähnen.

Der erste Schatten fiel auf meine Heiterkeit, als wir durch die Gästereihen wandelten. Da sass eine offenbar «bessere» Gesellschaft beisammen, hatte sich in betont legere Freizeitdresses geworfen, deren dünne Stoffe sich über dicken Brieftaschen blähten. Ich sah's von fern – und war begeistert! Das Spiessrutenlaufen durch ein Spalier auf «einfach» getrimmter Protze gefiel mir gar nicht. Ich hoffte, in einer Ecke der weiten Anlage Frieden und Ruhe zu finden.

Zuerst fand ich weder noch. Ja, nicht einmal einen Stuhl, auf dem es sich nach menschlichem Ermessen mindestens zwei Stunden ausharren liess. Endlich ergatterte ich ein zwar windschiefes, jedoch recht stabiles Modell. Erleichtert sank ich darauf nieder.

Bereits nahte ein schlaksiger Jüngling in neckischen Höschen. Er fragte nach unseren Wünschen, aber weil ich keine Menükarte erblickte, blieb ich die Antwort schuldig. Da trat der Nacktbeinige dicht an mich heran und leierte die Bezeichnung der paar Bissen herunter, die er anzubieten hatte: Forelle, Kotelett, Bratwurst, Cervelat, Fleischspiess. Ich erschrak, weil ich nichts von Beilagen vernommen hatte. Vermisste Gemüse oder Teigwaren. Schluckte leer, hauchte eilig: «Eine Bratwurst, bitte!» Die anderen bestellten munter quer durch das Offerierte, orderten gemischten Salat extra, riefen vor allem nach Wein. Ihn gab es nur in Halbliterflaschen, was ausser mir niemanden erschütterte, denn schliesslich konnten alle zwei und zwei zusammenzählen!

Ich war froh, dass sich der dienstbare Halbtarzan nach unserer Lust auf Brötchen erkundigte, hatte mich doch ein arbeitsreicher Tag hungrig gemacht.

Der Appetit verging mir erst, als unser Pseudokellner die knusprige Herrlichkeit mit blossen Händen herbeischaffte und neben unsere Gläser knallte.

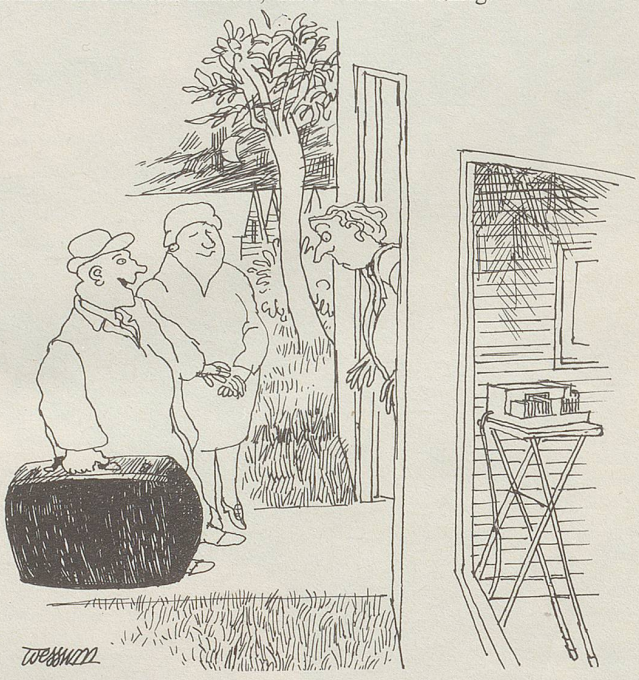
Wenig später folgte meine Wurst. Ich empfing sie ohne Teller, wickelte sie aus einem Stück Papier. Die Senftube durfte ich selbst angeln. Sie lag, völlig zerquetscht, hinter einem Aschenbecher verborgen. Ich schmierte einen Teil ihres Inhalts direkt auf die Leckerei vom Grill.

Bis die fetteren Brocken für meine Freunde aufgetragen wurden, hatte mein Imbiss die Temperatur eines Eiszapfens angenommen. Ich starrte ungläubig auf dampfende, dicke Schweinsstücke, die neben je einer breit mit Sauce überzogenen Folienkartoffel lagen, auf den mit Kopf, Flossen und Schwanz dunkelbraun gebratenen Fisch. Um das wenig erfreuliche Bild zu variieren, schaute ich mich in der Nachbarschaft um. Dort rissen Kannibalen mit Fingern und Zähnen Rindsfetzen von angesengten Holzstecken.

Während unseres gemütlichen Beisammenseins fand ich reichlich Gelegenheit, die nähere und weitere Umgebung zu beobachten. Jedermann schien sich wohl zu fühlen – sogar unser Kavalier, der zur Begleichung der Rechnung eine derart horrende Summe hinblättern musste, dass mir beinahe die Sinne schwanden.

Zu Hause, beim Genuss von Käse und Tomaten, tauchte ich aus der halben Ohnmacht auf. Es gelang mir sogar, eine Erklärung für das Gesehene zu formulieren:

Die überzüchtete, dekadente Schickeria kehrt zur Natur zurück. Für ihre Fehltritte auf Rousseaus Spuren ist ihr das Teuerste billig.



«Ich habe auch noch unsere Ferien-Dias mitgebracht!»

Schonet die Zugtiere

Während der Ferienzeit begegnete ich in meinen jungen Jahren häufig einer Tafel «Schonet die Zugtiere», denn der Weg stieg steil ins Dorf hinauf, in dem ich bei meinen Grosseltern wohnte.

Diese Tafel kommt mir jeweils in den Sinn, wenn von Schonung keine Spur mehr vorhanden ist. Dabei geht es heute nicht um Tiere, die ein Fuhrwerk den Berg hinaufziehen müssen, sondern um den Menschen, dem man alles zumutet.

Mit heftigen Kopfschmerzen und mit Übelkeit begab ich mich vor einiger Zeit ins Wartezimmer meines Arztes. Über der Türe wimmerte, seufzte, heulte, brüllte das Radio aus einem Kasten, den ich leider nicht zerschmettern oder wenigstens abstellen konnte.

Als ich infolge Wohnungswechsels den Arzt wechseln musste, tröstete mich die Aussicht, einen Warteraum ohne Geheul und Gekreisch vorzufinden. Doch weh mir, schauerliche Töne verfolgten mich sogar bis ins Sprechzimmer des Arztes!

Natur- und Tierschutzvereine mahnen unaufhörlich, freilebende Tiere auf den Bergen und in den Wäldern nicht unnötig zu stören, und das ist gut so!

Wo aber ist der Menschenschutzverein, der Tafeln anbringt:

– Bitte nachts auf Strassen und Plätzen, auf Balkons und Terrassen unnötiges Lärmen und lautes Sprechen unterlassen;

– das Autoradio leise und nachts nur bei geschlossenem Wagen laufen lassen;

– nach 10 Uhr abends die Fenster schliessen, wenn Radio- und Fernsehapparate eingeschaltet sind;

– in den Warenhäusern von Zeit zu Zeit die kreischenden Lautsprecher abstellen, damit sich das Verkaufspersonal und die Kundschaft erholen können.

In unserer Stadt sollen demnächst durch eine intensive Begrünung Lebensqualität und Wohnlichkeit erhöht werden. Gelobt sei diese Absicht! Sie wird aber niemanden der wohlhabenden Geschäftsleute und Beamten veranlassen, sein Haus ausserhalb der Stadt aufzugeben und in die Stadt zu ziehen, solange der Mensch hier Freiwild ist. *Isabella*

Gut Holz

Felix wird Zimmermann. Und er freut sich darüber. Schon als kleiner Bub hat er sich diesen Beruf gewünscht. Er entsprach zwar nicht den Vorstellungen seiner Eltern, doch hat Felix sich mit grosser Beharrlichkeit durchgesetzt: Mit Holz arbeiten sei ein gutes Gefühl – und manchmal hoch droben in der frischen Luft Gerades zu Geradem fügen erst recht nach seinem Herzen.

Der Beruf passt zu Felix, denn er ist solide wie Felix selbst. Auch Felix hat gradlinige Strukturen; auf ihn ist Verlass wie auf eine gute Zimmermannsarbeit. Felix erzählt hoffnungsfroh, was er später alles zimmern möchte. «Nur Galgen», versichert er lachend, «Galgen werde ich nie bauen!»

Das glaube ich Felix aufs Wort, nicht allein, weil wir die Galgenzeit hinter uns gebracht haben; nein, Felix möchte aufbauend wirken, etwas Sichtbares schaffen, an dem auch andere Freude haben und dessen er sich nicht zu schämen braucht.

Auch Wolkenschlösser sind nicht Felix' Sache. «Sind jene Menschen nicht krank», fragt er mich, «die Hirngespinste ersinnen und auf ihre mögliche Verwirklichung auch noch stolz sind?» Felix berührt da einen heiklen Punkt: Wie oft sind wir fähig, die Grenze zu erkennen, wo aus Gesundem Krankes wird und aus Forschung bedrohende, absurde Wirklichkeit? Zudem hat Felix noch kaum erfahren, dass ein Gewissen zu haben mitunter Luxus bedeuten kann, dass es Kraft braucht, auch in der Gegenströmung aufrecht zu stehen.

Felix ist in guter Obhut. Sein Lehrmeister weiss, wie ein Baum gewachsen sein muss, um für ein gutes Dach zu taugen, unter dem sich Leben entwickeln kann und von dem Leben behütet wird. Seine Erfahrung und Felix' jugendlicher Eifer bieten Gewähr für eine sorgsame Ausbildung.

Ich wünsche Felix, dass sein Traum wahr wird: Ein Haus zu bauen, dessen Balken im scharfen Wind zwar ächzen und stöhnen, aber nichts zerstören, was in ihm gedeiht. *Marianne Ludwig*

Wer den Rappen nicht ehrt ...

Als ich kürzlich auf der kleinen Poststelle in unserem Quartier Besorgungen machte, wurde ich Zeuge eines amüsanten Vorfalls. Vor mir stand eine ältere Frau und wollte einen grossen Briefumschlag aufgeben, der noch nicht zugeklebt war; die Schalterbeamtin musste ihn zuerst wägen. Das Gewicht betrug etwas mehr als 250 Gramm, was ein Porto von anstatt 50 Rappen 1 Franken 50 ausgemacht hätte. Das war der Kundin zuviel. Sie nahm den nicht sehr wertvollen Inhalt vorsichtig heraus. Da es sich um gedörrte, duftende Apfelschnitzchen handelte, verzehrte sie die Stückchen genüsslich, ohne jede Hemmung – es hatte keine Warteschlangen – und gab den Inhalt zur Überprüfung, bis das Bruttogewicht stimmte. Das Fräulein hinter dem Schalter schaute mit staunenden Augen zu und konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. Wahrscheinlich dachte die Beamtin: Sparsamkeit geht durch den Magen! *E. Munzinger*

Jodeln

Nun ist es wohl bald soweit! Während ich meinen Haushalt besorge und lüfte, lausche ich mit einem Ohr nach draussen, warte. Und richtig, eines Morgens höre ich sie, meine Jodlerin! In Hose und Sennenchutteli, begleitet von ihrem schwarzen Pudel, jodelt sie durchs Dorf, morgens, abends, zu allen Tageszeiten. Jeden Sommer verbringt sie einige Wochen in unserem Dorf. In Locarno ist sie zu Hause, erzählte sie mir einmal, und da sei es ihr im Sommer zu heiss. Ihre ganze Familie singe, auch die Kinder, doch jodeln könne nur sie. Das sei halt eine Gabe Gottes.

Die ausländischen Touristen stehen und staunen, wenn sie des Weges kommt und ihre Zungentriller hören lässt. Manchmal ist sie umringt von ganzen Schulklassen oder Jugendlagern, und während die Jungen ihre Sympathie und Freude bekunden, indem sie den Takt klatschen, singt und jodelt sie, was ihre Kehle hergibt.

Nicht alle Menschen hören gerne Gesang oder gar Jodel, was ich durchaus verstehen kann; sie gehen teilnahmslos vorüber. Doch wenn ich Kommentare höre wie: «Jetzt kommt die mit ihrem Gebrüll wieder!» oder: «Die spinnt ja», werde ich nachdenklich. Für mich ist diese Frau mit ihrer Stimme ein Born immer wiederkehrender Freude. Ich, und mit mir sicher viele, würde etwas vermissen, wenn sie nicht mehr zu hören wäre. *Olgi W.*

Echo aus dem Leserkreis

Niedergeschlagen
(Nebelspalter Nr. 32)

Lieber Nebi

Der Beitrag «Der süsse Brei» von Tessa Daenzer hat mich niedergeschlagen. Als einer von den «me», der Brot gar nicht erst hart werden lässt, Flaschen nur mit Pfand kauft, Joghurtgläser von Hand abwäscht und überdies mit dem Velo posten geht, empfinde ich nun schmerzlich die Naivität meines Bemühens.

In meiner Zerknirschung frage ich mich neidvoll, woher Tessa Daenzer den Elan nimmt, mit einem langen Zeitungsartikel gegen die «ganze gedruckte Papierflut» anzuschreiben. Wozu die Mühe? Kürzer hat es doch schon Mephisto formuliert: «Alles, was entsteht, ist wert, dass es zugrunde geht. Drum besser wär's, wenn nichts entstünde.»

Mit freundlichen Grüssen

Bernhard Scherler

Schizophrenie
(Nebelspalter Nr. 33)

Sehr geehrte Frau Hanni

Ich möchte Ihren Artikel «Gegensätze» nicht unbeantwortet lassen. Sie finden die Art und Weise der Reklame für Hunde- und Katzenfutter anstössig und schizophren, wenn Sie vorher in der Tagesschau Bilder von hungernden Kindern gesehen haben. Es scheint mir nun aber gar einfach, den Gegensatz mit hier Hunde- und Katzenfutter sowie Übergewichtsprobleme, dort Hunger und Elend darzustellen.

Die Schizophrenie beginnt doch wohl ein gutes Stück vorher: zum Beispiel bei der Intensivhaltung von Schlachttieren, die zu unserer Proteinüberfütterung herhalten müssen und mit Kohlehydraten aus der dritten Welt gemästet werden (mit einem Nährwertverlust des Endproduktes von 1:10). Die Schlachtabfälle und Knochen, die zum Büchsenfutter für Vierbeiner verarbeitet werden, sind im weitesten Sinne immerhin noch eine Art Recycling oder Restverwertung, wenn Sie so wollen, Verwertung der dem Menschen nicht genügend guten Stücke. Ich nehme ja nicht an, dass Sie glauben, diese Büchsen enthielten Kalbsfilet und geschnetzeltes Rindfleisch!

Unsere ganze Lebensweise, unser Energieverschleiss, unsere Wegwerfkultur mit und ohne Hundefutterbüchsen wären dem Elend der dritten Welt entgegenzuhalten. Schon eine Werbung für Deodorant, beispielsweise, dessen Herstellung Tierversuche notwendig macht, Energie verbraucht und zu alledem nur dem Hersteller etwas nützt, ist in bezug auf dieses Problem mindestens so anstössig. Das Hundefutter ernährt immerhin Tiere; oder würden Sie sie etwa eher mit Reis aus der dritten Welt füttern? Schizophren ist es auch, den Katzen mit Rattengift die Mäuse und mit sterilen Rasen die Vögel zu vertreiben.

Und ganz abgesehen von allem: Vergleichen Sie einmal Ihr Gebiss mit demjenigen eines Hundes oder einer Katze! Sie werden sofort feststellen, dass die Reisszähne des Fleischfressers fehlen. Sie haben nur Mahl- und Schneidezähne und ausserdem einen langen Darm (alle Fleischfresser haben einen kurzen). Hat der Herrgott wohl einen Fehler gemacht, als er unsere Babys ohne Zähne programmierte, so dass wir das Kalbfleisch und die Leber für sie pürieren müssen (im elektrischen Mixer) oder diese Produkte in Glasdosen kaufen? Wo doch der Junghund überhaupt keine solchen Probleme hat und ein Tier mit Haut, Haar und Knochen mühelos verzehren könnte? Wo liegt denn da der Denkfehler?

Biologisch gesehen haben Hunde und Katzen mehr Anrecht auf ihr Fleischfutter als wir auf die Verwendung von Spray zur sinnlosen täglichen Pflege unserer Möbel (aus Tropenholz, wenn möglich!) oder von Desinfektionsmitteln (Giftklasse 5) für WC-Schüsseln, an denen sich ohnehin kein Mensch mit einer Krankheit anstecken würde! Welche Werbung ist denn da absurder? Diejenige für Hunde- und Katzenfutter ist höchstens eines der letzten Glieder in einer langen, unnatürlichen Kette, und bei weitem nicht das «gschämigste».

Mit freundlichen Grüssen

H. R., Faido

Fabelhaft ist Apfelsaft

ova Urtrüeb

bsunders guet